

# Wohnformen im Alter

Referat am Fachbereich Gesundheitswesen  
der Evangelischen Fachhochschule Hannover  
im Studienbereich Pflegepädagogik  
im Lernbereich 1  
vorgelegt im WiSe 2002 von

Peter Scheu  
5. Studiensemester

Abgabetermin: 18.12.2002

Fachprüfer: Dr. phil. Björn Hagen

---

<i>1 Einleitung</i> .....	2
<i>2 Bedeutung der Wohnung</i> .....	4
2.1 Bedeutung der Wohnung für ältere Menschen	
2.2 Grundlagen der ökologischen Gerontologie	
2.3 Das Anforderungs-Kompetenz-Modell/Das ökologische Modell der Handlungsanforderung (n. Lawton)	
<i>3 Wohnformen im Alter</i> .....	9
3.1 „Zu Hause ist es am schönsten“ – Wohnen im eigenen Haushalt	
3.2 „Jetzt hab ich keine Angst mehr und fühl mich sicher“ – Formen des betreuten Wohnens	
3.3 Kommunitäre Wohnformen	
3.4 „Kommt denn bald das Abendessen“ – ausgewählte Lösungsansätze zur Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität in institutionellen Einrichtungen der Altenhilfe	
<i>4 Einschätzung und Ausblick</i> .....	18
<i>5 Literaturverzeichnis</i> .....	20

#### Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abb. 1: Ökologisches Modell der Handlungsanforderung (nach Lawton) .....	6
Abb. 2: Cartoon „Altersforschung“ .....	18
Tab. 1: Kriterien und Standards des betreuten Wohnens.....	11

## 1 EINLEITUNG

„Es scheint, als wäre Hr. Blum an einem Tag um ein Jahr älter geworden.“ Welche Bedeutung eine Heimeinweisung für einen alten Menschen hat, zeigt diese Aussage, die man im Pflegeheimalltag immer wieder hören kann. Dass Heimeinweisung für alte Menschen ein höchst kritisches Lebensereignis ist, das viele nur für kurze Zeit überleben, wird in der Literatur immer wieder berichtet (vgl. Oelke, Scheller, Ruwe 2000, S. 140 f.). Gründe hierfür zeigt der kurze Dialog aus dem Theaterstück „Abendrot“.

„Szene: Prolog“

*Hr. Blum betritt den Aufenthaltsraum, die Leiterin kommt auf ihn zu.*

*Leiterin: Sie sind Herr Blum? Ich bin die Leiterin hier. Guten Morgen und herzlich willkommen in unserem Heim, von jetzt an auch Ihrem Heim.*

*Hr. Blum: So eine junge Direktorin!*

*Leiterin: Oh, danke! Ihren Koffer, bitte!*

*Hr. Blum: Ich will mich erst noch mal ein bisschen in der Umgebung umsehen.*

*Leiterin: Ja, das verstehe ich. Aber heute Nachmittag nach dem Essen. Ich will erst mal erzählen, wie es bei uns zugeht und das ist ganz einfach. Es gibt einen langen Gang, am Ende des langen Ganges finden Sie die Toiletten, die Garderobe, das Billardzimmer. Können Sie Billard?*

*Hr. Blum: Nein!*

*Leiterin: Das macht nichts. Es gibt auch Leute, die Karten spielen. Sind Ihre Papiere in Ordnung?*

*Hr. Blum: Ja, Sterbepapiere, Versicherungspapiere, alles, ja...*

*Leiterin: (unterbricht) Sehr schön! Die legen wir in den Safe, da sind sie am sichersten, Na, dann werde ich Ihnen jetzt Ihr Zimmer zeigen.*

*Hr. Blum: Ich geh aber noch nicht schlafen!*

*Leiterin: Das verstehe ich. Sie bekommen ein Bett, ein Nachtschränkchen mit Schlüssel, das können Sie selbst abschließen. Allerdings legen wir Wert darauf, hin und wieder nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.*

*Hr. Blum: Das möchte ich lieber nicht.*

*Leiterin: Das ist nur einmal im Monat. Ihre schmutzige Wäsche können Sie einmal in der Woche bei uns abgeben.*

*Hr. Blum: Die habe ich nie, schmutzige Wäsche!*

*Leiterin: Umso besser. Hier ist der Aufenthaltsraum. Wir haben einen Farbfernseher, auf den wir sehr stolz sind. Das Schildchen „NICHT BERÜHREN“ bedeutet, dass nur wir die Knöpfe bedienen. Ihren Mantel, bitte. So, danke! Und ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt bei uns, Hr. Blum.“ (Oelke, Scheller, Ruwe 2000, S. 145)*

Damit vielen Menschen eine derartige Erfahrung erspart bleibt, müssen Wohnformen entstehen, die den demographischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Zukunft und den betroffenen Menschen gerecht werden können. Da es hilfs- und pflegebedürftige Menschen in jedem Alter gibt, sind diese Personengruppen stets mit einbezogen, da auch hier die räumlich-soziale Umgebung von großer Bedeutung ist.

Wohnen als fester Bezugspunkt, als Raum der Geborgenheit und Vertrautheit, ein Ort, wo man hin gehört, man verwurzelt ist (Mayring, Saup 1990, S. 76). Anhand dieses kurzen Dialogs stellt sich die Frage, ob dies auch für institutionalisierte Wohnformen im Alter zutrifft.

Die ökologische (umweltbezogene) Gerontologie thematisiert als Gegenstandsbereich das Verhalten und Erleben älterer Menschen in der Beziehung zur konkreten räumlich-sozialen Umwelt. In diesem Referat wird zunächst die Bedeutung der Wohnung für den Menschen, insbesondere auch ältere Menschen, aufgezeigt. Danach soll das „ökologische Modell des Alters“ vorgestellt werden. Im Rahmen dieses Modells werden beispielhaft einige der „Wohnformen im Alter“ demonstriert.

## 2 BEDEUTUNG DER WOHNUNG

Menschliches Leben ist ohne einen Umwelt- und Raumbezug nicht vorstellbar, wie die philosophische Anthropologie gezeigt hat. Menschliche Existenz ist raumgebunden und braucht zu ihrer Entfaltung die konkrete alltägliche Umwelt. Dadurch ist die Bedeutung der Wohnung multidimensional.

- Wohnung als Voraussetzung für den Lebensvollzug und als Mittel zur Alltagsgestaltung. Viele familiäre und soziale Interaktionen spielen sich in der Wohnung ab.
- Die Wohnung als Rückzugsmöglichkeit von außerhäuslichen Aktionsebenen, als Stätte der Erholung und des Schlafes für physische und psychische Regeneration.
- Die Wohnung als Lebensmittelpunkt, insbesondere für Menschen mit wohnungszentrierter Lebensgestaltung (z. B. Kleinkinder, Menschen mit einem häuslichen Arbeitsplatz, Hausfrauen, ältere Menschen).
- Wohnen als Teil der menschlichen Identität. Durch die individuelle Einrichtung wird der Raum personalisiert. Es können emotionale Empfindungen ausgelöst, das Wohlbefinden gesteigert werden (vgl. Saup 1993, S. 9 ff.).

### 2.1 Bedeutung der Wohnung für ältere Menschen

„Alltag im Alter heißt vor allem Wohnalltag“, da mit zunehmendem Alter der räumliche Aktionsradius geringer wird. Umweltbezüge älterer Menschen beschränken sich auf die Wohnung, das Haus und das angrenzende Wohnumfeld. Das innerhäusliche Lebensprogramm wird intensiver. Räumlich-soziale Umweltgegebenheiten gewinnen mit zunehmendem Alter an Bedeutung. Falls in höherem Alter die physischen und psychischen Fähigkeiten und Fertigkeiten abnehmen, werden Umweltfaktoren immer wichtiger für eine selbständige Lebensweise und das individuelle Wohlbefinden (vgl. Saup 1993, S. 12).

Die Gerontologie hat diesen Aspekt als zentralen Stellenwert zur Kenntnis genommen. So betont die Alter(n)swissenschaft, *„dass Älterwerden und Altsein nicht nur durch biologische, soziale, epochale und individuelle Bedingungen beeinflusst werden, sondern auch stark dem Einfluss der räumlich-sozialen Situationen und Umgebungen, in welche die alltäglichen Lebensabläufe älterer Menschen eingebettet sind, unterliegen.“* (Saup 1993, S. 19)

Mit dem Aspekt der „Mensch-Umwelt-Beziehung im Alter“ befasst sich innerhalb der Alter(n)swissenschaft die ökologische Gerontologie.

### 2.2 Grundlagen der ökologischen Gerontologie

Die ökologische Gerontologie befasst sich mit der Vorstellung, dass aktuelles Verhalten und Erleben eine Funktion von Person und Umwelt ist. Charakterisiert ist die Person nach ihren Fähigkeiten (Handlungsmöglichkeiten) und die Umwelt nach deren Anforderungsstrukturen (Umweltanforderungen).

---

Kompetenz einer Person wird definiert als „die obere Grenze ihrer Kapazität im Hinblick auf ihre körperliche Gesundheit, ihre sensorische Wahrnehmungsfähigkeit, ihr motorisches Verhalten und ihr Denkvermögen“ (Saup 1993, S. 32).

Dabei steht das Fähigkeitspotential des Individuums bezüglich dieser Dimensionen im Vordergrund.

Umweltanforderungen werden als Umweltreize mit motivierender Qualität beschrieben. Motivierende Qualität von Umweltreizen heißt, dass eine bestimmte Verknüpfung von Umweltgegebenheiten und bestimmte Verhaltensfragen bei einer Personengruppe besteht (z. B. Beziehung zwischen der Besuchshäufigkeit eines Altentreffs und der Distanz zur Wohnung). Dabei wird die motivierende Qualität von Umweltmerkmalen in vier Ebenen unterschieden:

- Anforderungsstruktur der personalen Umwelt. Damit sind signifikante Personen aus der sozialen Umwelt des älteren Menschen gemeint.
- Anforderungsstruktur der suprapersonalen Umwelt, wobei die Charakteristika der Personengruppen gemeint sind, die in räumlicher Nähe zu einem bestimmten Individuum stehen (z. B. deren Durchschnittsalter, kulturelle Zugehörigkeit).
- Anforderungsstruktur der sozialen Umwelt. Dies sind die Normen und Werte einer Gruppe, der ein bestimmtes Individuum angehört.
- Anforderungsstruktur der räumlichen Umwelt. Dabei sind die nichtpersonalen und nichtsozialen Aspekte einer Umgebung gemeint (z. B. die räumlich-materielle Ausstattung) (vgl. Saup 1993, S. 33).

Beide Strukturen – zum einen die Umweltanforderungen, zum anderen die Handlungsmöglichkeiten des Menschen – bilden die Grundstruktur des ökologischen Modells der Handlungsanforderung.

### 2.3 Das Anforderungs-Kompetenz-Modell/Das ökologische Modell der Handlungsanforderung (n. Lawton)

Nach dem ökologischen Modell des Alters wird das Verhalten als Funktion der Fähigkeiten (Handlungsmöglichkeiten) einer Person und den Anforderungsstrukturen der Umwelt (Umweltanforderungen) betrachtet. Zur Übersicht das Modell der Handlungsanforderung:

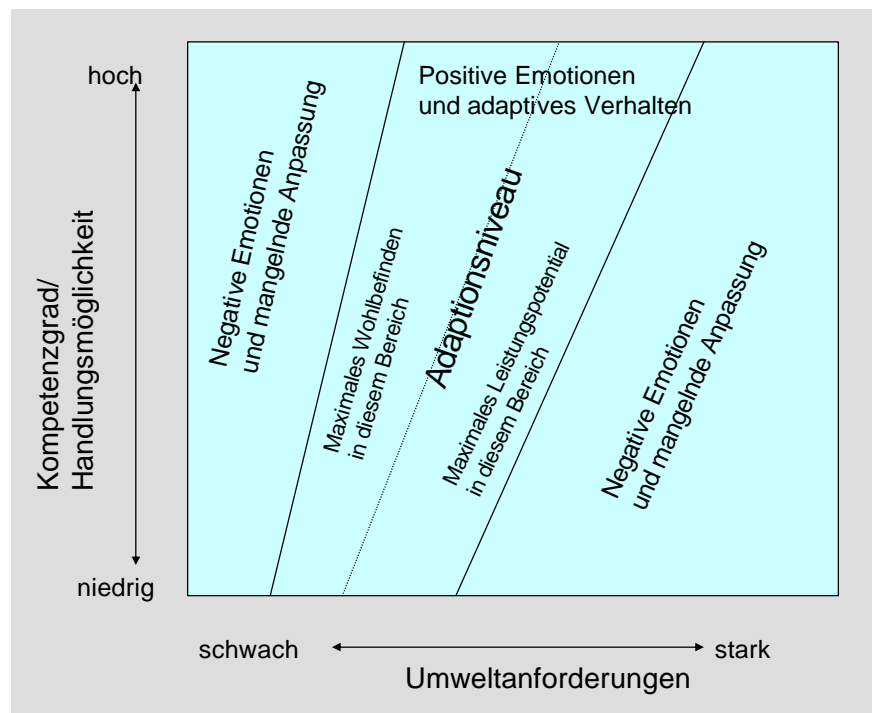


Abb. 1: Ökologisches Modell der Handlungsanforderung nach Lawton (Quelle: Saup 1993, S. 34)

#### Charakteristika des Modells:

- Achsen des Modells bilden die Fähigkeit (Handlungsmöglichkeit) der Person und die Anforderungsstruktur der Umwelt (Umweltanforderungen). Die Ausprägungsgrade sind niedrig/schwach bis hoch/stark.
- Verhalten und Emotion eines älteren Menschen resultieren aus einer Kombination eines bestimmten Kompetenzgrades der Person und einer bestimmten Anforderungsstruktur, die von der Person wahrgenommen und genutzt wird oder die auf sie einwirkt. Verhaltensweisen werden beurteilt bezüglich des Adaptionsniveaus (maximales Wohlbefinden und maximales Leistungspotential) und der emotionalen Auswirkungen (positive oder negative Emotionen).
- Das Modell unterstellt, dass jedes Individuum, das mit einer Umweltanforderung konfrontiert wird, die Tendenz hat, das Adaptionsniveau zu erreichen. Der Punkt, an dem das Adaptionsniveau erreicht wird, ist beeinflusst durch die Kompetenz der Person und das Ausmaß der Umweltanforderun-

gen. Bei geringer Kompetenz einer Person kann die Umweltaforderung schwach sein, um das Adaptionsniveau zu erreichen. Der Zustand der Person ist durch eine adaptive Verhaltensweise und eine emotionale Ausgeglichenheit gekennzeichnet.

Bei Personen mit geringer Kompetenz haben schon kleine Veränderungen bezüglich dem Ausmaß der Umweltaforderungen beträchtliche positive Konsequenzen hinsichtlich deren Verhalten und Erleben. Daraus leitet sich die Hypothese der „environmental docility“ (Umwelt-Fügsamkeits-Hypothese) ab, dass *„die Bedeutsamkeit von Umgebungsbedingungen für das Verhalten und Erleben einer Person zunimmt, wenn deren Kompetenzen abnehmen“* (Saup 1993, S. 35).

- Weiterhin unterstellt das Modell, dass starke Umweltaforderungen zu maladaptiven Verhaltensweisen und zu einem negativen Gefühlszustand führen. Schwache bis mittelmäßige Aforderungen gehen einher mit positiven Emotionen und sozial-adaptivem Verhalten. Bei übermäßig schwachen/starken Umweltaforderungen werden negative Verhaltenseffekte vermutet. Beim Menschen drückt sich diese Stimmung in Lebenszufriedenheit/Lebensunzufriedenheit aus (vgl. Saup 1993, S. 34 ff.).

Kritisch angemerkt wurde, dass Lawton die individuellen Bedürfnisse des Menschen nicht genügend berücksichtigen würde und die Umweltaforderungen zu einseitig seien. Daraufhin hat Lawton das Modell modifiziert.

Er führte die Konzepte „proactivity“, „individual resources“ und „environmental richness“ ein. Die „environmental docility-Hypothese“ wurde um die „environmental proactivity-Hypothese“ ergänzt. Dies bedeutet, dass bezüglich der Umwelt Aforderungen und Ressourcen unterschieden werden. Auch die aktive Rolle des Menschen in seiner Auseinandersetzung mit der Umwelt wird betont. *„Je größer die Kompetenz einer Person ist, desto größer ist die Anzahl von Umweltressourcen, die bei der Verfolgung individueller Wünsche und Bedürfnisse genutzt werden können.“* (Saup 1993, S.37)

Die ökologische Gerontologie bietet Anregungen für personen- und umweltbezogene Kompensationsmöglichkeiten. Kompetenzeinbußen im Alter sollen ausgeglichen werden mit dem Ziel, die Selbständigkeit alter Mensch zu erhalten.

Unabhängig davon erbringen alte Menschen ohne jegliche externe Intervention zahlreiche individuelle Ausgleichsleistungen für eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit ihrer alltäglichen Umwelt. Diese Bewältigungs- und Kompensationsmöglichkeiten müssen als Ressourcen berücksichtigt und gefördert werden (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 13).

Ausgleichsleistungen im Hinblick auf umweltrelevante Fähigkeitseinbußen können nur gefördert werden, wenn Menschen genügend Informationen haben im Rahmen der Unterstützungsmöglichkeiten bezüglich des selbstbestimmten Wohnens. Nur dann können Ressourcen zur Alltagsbewältigung genutzt werden.

Vorschläge zur Kompensation von Fähigkeitseinbußen durch eine für alte Menschen spezifisch gestaltete, veränderte räumlich-soziale Umwelt:

- Wohnberatung;
- Wohnungsanpassungsmöglichkeit;



- altengerechte Wohnungen;
- Formen des betreuten Wohnens;
- kommunitäre Wohnformen;
- Optimierungsmöglichkeiten bei der Heimunterbringung;
- altengerechte Haushaltstechnik;
- Nutzung der neuen Medien (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 14).

Auf einige dieser Anpassungsmöglichkeiten bezüglich der räumlich-sozialen Umwelt soll im nächsten Kapitel eingegangen werden.

### 3 WOHNFORMEN IM ALTER

Nach Ergebnissen des Statistischen Bundesamtes lebten im April 1998 in Deutschland 18,5 Millionen Menschen im Alter von über 60 Jahren in Privathaushalten und ungefähr 500 000 in Einrichtungen im Bereich der stationären Altenhilfe. Dies bedeutet, dass ca. 97% der älteren Menschen im eigenen Haushalt oder im Haushalt von ihnen nahe stehenden Personen lebten (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 212).

Laut Statistischem Jahrbuch 2001 waren im Dezember 1999 in Deutschland 2,02 Millionen Menschen pflegebedürftig. 1,44 Millionen Pflegebedürftige wurden zu Hause versorgt. Mit Hilfe von 10 800 ambulanten Pflegediensten wurden rund 415 000 Pflegebedürftige betreut. Unterbringung und Pflege im Pflegeheim in Pflegestufe 3 kosteten durchschnittlich 2500,- € im Monat (vgl. <http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2001/p3530221.htm>).

Ziel der Wohnformen im Alter muss sein, eine „Passung“ zwischen den Bedürfnissen, Wünschen, den möglicherweise eingeschränkten Fähigkeiten des Menschen und ihrer räumlich-sozialen Umwelt zu gewährleisten (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 15).

Dabei sollten wichtige individuelle Grundbedürfnisse älterer Menschen berücksichtigt werden. Dies sind die Wünsche nach

- Selbstbestimmtheit;
- Selbständigkeit;
- Geselligkeit/Gemeinschaft;
- Sicherheit.

Da diese Wünsche beim Individuum unterschiedlich stark ausgeprägt sind, müssen sie auch zu unterschiedlichen Ansprüchen an die gewünschte Wohnform führen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 3/1999, S. 2).

Auch für Menschen mit ausgeprägten individuellen Fähigkeitseinbußen, z. B. dementiell Erkrankte, gibt es schon viel versprechende Alternativen zum traditionellen Pflegeheim. Einige diese Wohnformen/Möglichkeiten der Anpassung sollen nun vorgestellt werden.

#### 3.1 „Zu Hause ist es am schönsten“ – Wohnen im eigenen Haushalt

Eine wichtige Voraussetzung für die Lebenszufriedenheit von Menschen ist das Leben in der eigenen Wohnung. Aufgrund von veränderten Kompetenzen und Bedürfnissen im Alter stellt das Wohnen im eigenen Haushalt oft eine Herausforderung dar. Dabei muss betont werden, dass die emotionale Verbundenheit der Menschen zur Wohnung durch eine lange Wohndauer sehr hoch sein kann.

*„Fallbeispiel 1: Angestammte Wohnung.“*

*Fr. A. ist 86 Jahre alt. Sie berichtet über ihre Wohnenerfahrungen nach dem Krieg, als sie immer wieder gezwungen war, mit vielen Menschen gemeinsam auf engstem Raum zu leben. Im schlimmsten Fall hatte sie mit 15 Personen gemeinsam in einem Klassenzimmer gelebt. Danach ist sie in 8 Jahren 11 mal umgezogen und hat dabei immer mit anderen*

*Menschen zusammengelebt. 1955 zog sie dann endlich in eine eigene 2-Zimmer-Wohnung, in der sie auch heute noch lebt. Die Wohnung gefällt ihr sehr gut. Sie hat einen Park gegenüber und eine gute Nahverkehrsanbindung. Früher gab es auch Läden in der Nähe, heute muss Fr. A. zum Einkaufen weitere Strecken zurücklegen. Trotz dieser Verschlechterung des Wohnumfeldes möchte sie so lange wie irgend möglich in dieser Wohnung bleiben. Fr. A. findet, dass mit zunehmendem Alter das Zusammenleben mit anderen Menschen immer schwieriger wird. Wohngemeinschaften schaffen ihr zu viele Probleme im mitmenschlichen Bereich. Sie engagiert sich lieber individuell in der Seniorenpolitik.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 3/1999, S. 4)*

In diesem Fallbeispiel der 86-jährigen Fr. A. zeigt sich die Bedeutung des Wohnens als Ressource des Alterns. Zu individuellen Ressourcen müssen die Kommunen als primärer Lebens- und Handlungsort von Älteren räumliche, infrastrukturelle und technische Ressourcen bereitstellen. Dazu gehören beispielsweise die Art und Struktur von Beratungs- und Unterstützungsangeboten im Bereich Wohnen und Umzug, Gestaltung von städtischen Freiräumen für Ältere, Förderung der Einführung von Älteren in altersgerechte Haustechniken (z. B. Notrufsysteme) und in neue Medien (z. B. Internet). Dieses außerhäusliche Umfeld unterliegt jedoch insbesondere im Alter einer hohen Störanfälligkeit aufgrund ungünstiger Umwelteinflüsse wie z. B. der Verlegung von Haltestellen des öffentlichen Personennahverkehrs, der Schließung von Läden und einer veränderten Verkehrsführung (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 241).

Dieser Umweltperspektive muss die Perspektive der Person gegenübergestellt werden.

*„Vor dem Hintergrund des biografischen Gewordenseins der Person und ihrer Bedürfnisse sind es besondere altersbezogene Veränderungen in umweltrelevanten Fähigkeiten, die alte (...) Menschen in besonderer Weise gegenüber Umweltanforderungen verletzlich machen.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 241)*

Dazu gehören beispielsweise Verluste des Hörens, Sehens, der Bewegungsfähigkeit sowie eine Abnahme der Leistungsfähigkeit. Um individuelle Kompetenzverluste auszugleichen und Ressourcen zu fördern, kommt der Wohnungsanpassung eine große Bedeutung zu. Damit sind alle spezifischen Veränderungen im Wohnraum oder im Bereich des Zugangs zur Wohnung gemeint. Sie sollen helfen, diese Verluste zu kompensieren zur Aufrechterhaltung einer selbstständigen, häuslichen Lebensführung. Ziel ist der möglichst lange Verbleib in der eigenen Wohnung.

Stellen zur Wohnberatung haben die konkrete Aufgabe der technischen Beratung zur sinnvollen, angepassten Verbesserung des Wohnstandards. Sie müssen bei der Planung, Umsetzung und Evaluation von entsprechenden Maßnahmen die Betroffenen unterstützen.

Bei der Wohnberatung gilt der Barrierefreiheit eine besondere Aufmerksamkeit. Barrierefreiheit gilt es im Hinblick auf das Individuum immer wieder neu zu definieren und gegebenenfalls anzupassen. Ziel der Barrierefreiheit ist jedoch stets, *„Menschen jeder Altersstufe und jeden Kompetenzgrades eine möglichst ungehin-*

derthen Zugang zur Ressource Umwelt zu verschaffen“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 244).

Bezüglich der „Passung“ müssen alte Menschen selbstständig und/oder unterstützt durch eine entsprechende Wohnungseinrichtung in der Lage sein/in die Lage versetzt werden, Verluste auszugleichen, aber auch die Verwirklichung von Bedürfnissen im Alter zu optimieren. Dabei spielen auch die neuen Medien sowie eine altersgerechte Haustechnik eine wichtige Rolle. Auf diese Möglichkeiten soll in diesen Ausführungen jedoch nicht weiter eingegangen werden.

### **3.2 „Jetzt hab ich keine Angst mehr und fühl mich sicher“ – Formen des betreuten Wohnens**

Inzwischen gibt es eine Vielzahl von unterschiedlichen Modellen des betreuten Wohnens. Dadurch ist der Begriff „betreutes Wohnen“ oder „Service-Wohnen“ noch wenig aussagekräftig.

Betreutes Wohnen will jedoch die Vorteile des privaten Wohnens im Alter mit den institutionellen Wohnformen der Altenhilfe verbinden. Ziele des betreuten Wohnens sind:

- Absicherung oder Wiederherstellung einer selbständigen Lebens- und Haushaltsführung im Falle von Hilfe- oder Pflegebedürftigkeit;
- die Vermeidung sozialer Isolation;
- Förderung der Teilnahme am sozialen Leben;
- Hinausschieben oder Vermeiden einer Heimunterbringung (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 244).

Betreutes Wohnen heißt, dass Leistungen eines Bauträgers (z. B. einer Wohnungsbaugenossenschaft) und eines Betreuungsträgers (z. B. eines Wohlfahrtsverbandes) miteinander verbunden werden. Die individuellen Betreuungsleistungen sind in einem Betreuungsvertrag geregelt. Diesen schließt der Bewohner, Mieter oder Eigentümer der betreuten Wohneinheit beim Einzug ab.

Die nachfolgende Tabelle soll einen Überblick über Kriterien und Standards des betreuten Wohnens geben. Dabei spielen die Umwelтанforderungen zur Kompensation von Fähigkeitsverlusten eine besondere Rolle.

---

Tabelle 1: Kriterien und Standards des betreuten Wohnens (Quelle: Reichert, Saup 1996, S. 25 f.)

1. Gemeinwesenorientierung:

- Anknüpfen an vorhandene Strukturen (quartiernahe, zentrale Lage);
- städtebauliche und infrastrukturelle Einbindung (Verkehr);
- soziale Einbindung (Verwandtschaft, Nachbarschaft).

2. Struktur und Angebote:

*Räumlich-institutionelle Voraussetzungen:*

- geeignete Wohnungen (private, zusammengefasste, Anlage oder Heim);
- Pflegeangebote (durch Sozialstationen, Pflegestützpunkt oder Heim);
- teilstationäre Angebote (Kurzzeit-, Tages- und Nachtpflege);

- therapeutisch-rehabilitative Angebote (Arztpraxis, Physiotherapeut).
- Flexible Dienstleistungen:*
- hauswirtschaftliche Hilfen;
  - Pflegeleistungen (Grundpflege, Behandlungspflege, Kurzzeitpflege);
  - Beratung, Betreuung, soziale Angebote (Veranstaltungen);
  - therapeutische und rehabilitative Angebote.
- Personelle Voraussetzungen:*
- Anlaufstelle;
  - Betreuungs- und Pflegepersonal;
  - medizinisch-therapeutische Fachkräfte.
3. Bauliche Anforderungen:
- städtebauliche Anforderungen (Bauleitplanung, ressortübergreifende Fachplanung);
  - barrierefreie Straßen, Wege, Plätze (DIN 18024 I);
  - öffentlich zugängliche Gebäude (DIN 18024 II);
  - barrierefreie Wohnungen (DIN 18025);
  - Küchen- und Nassräume (DIN 18022);
4. Planung – Organisation – Management – Wirtschaftlichkeit:
- volkswirtschaftliche Kosten-Nutzen-Analysen;
  - betriebliche Organisation (Steuerung, Flexibilität, Krisenmanagement, Delegation von Aufgaben, psychosoziale Bedarfsdeckung, Qualitätssicherung, individuelle Leistungsberechnung);
  - Finanzierung (Investitionskosten, laufende Kosten).
- 

Sieht man sich in dieser Tabelle insbesondere die im zweiten Punkt aufgeführten vielfältigen Strukturen und Angebote an, kann man nachvollziehen, warum es in Deutschland 60–80 unterschiedliche Formen des betreuten Wohnens gibt. Diese erreichen ungefähr 0,5 % der über 65-jährigen Menschen (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 26).

Allerdings fehlen immer noch verlässliche Zahlen bezüglich der Evaluation des betreuten Wohnens. So gibt es neben fehlenden Qualitätsstandards eine mangelnde Transparenz der Angebote und rechtliche Unklarheiten.

- Fehlende Qualitätsstandards bedeutet, dass es keine definierten Mindeststandards gibt sowie fehlenden Qualitätskontrollen.
- Die mangelnde Transparenz der vielfältigen Modelle führt zu einer mangelnden Überschaubarkeit für Interessierte. Es werden Erwartungen und Vorstellungen bei den Betroffenen geweckt, die jedoch oft nicht erfüllt werden. Daraus resultiert oftmals ein erneuter Umzug, da weitere Kompetenzverluste des Bewohners im betreuten Wohnen nicht mehr ausgeglichen werden können.
- Juristisch ungeklärt ist insbesondere, inwieweit diese Einrichtungen unter die Bestimmungen des Heimgesetzes fallen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 212).

Trotzdem scheinen betreute Wohnformen bei älteren Menschen auf große Akzeptanz zu stoßen. In einer Untersuchung in Baden-Württemberg von 1999 wur-

den Nutzer des betreuten Wohnens nach den Gründen für den Einzug in eine betreute Wohnanlage gefragt. Die Ergebnisse sind überwiegend mit den o. g. Zielen deckungsgleich:

- Vorsorgen, Sicherheit und Versorgung wie in einer institutionellen Wohnform („Krisenvorsorge“);
- aufgrund sich reduzierender Kompetenzen war die selbständige Lebensform in der eigenen Wohnung nicht mehr möglich;
- die frühere Wohnung wurde zu groß oder war nicht altersgemäß ausgestattet;
- um pflegerische Hilfe/Hilfe bei der Haushaltsführung zu bekommen;
- 70 % der Bewohner haben externe Unterstützung bei der selbständigen Lebensgestaltung durch Angehörige.

Es wurde festgestellt, dass der Informationsstand über Alternativen zum betreuten Wohnen vor dem Einzug sehr gering war. So hatten 89 % der Befragten keine Informationen über Wohnberatung/Wohnungsanpassungsmaßnahmen oder organisierte hauswirtschaftliche/pflegerische Hilfen bekommen oder in Anspruch genommen (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 249 ff.).

### 3.3 Kommunitäre Wohnformen

Kommunitäre oder gemeinschaftliche Wohnformen, so genannte „alternative“ Wohnformen gewinnen immer mehr an Bedeutung. Man unterscheidet zwischen dem integrierten Wohnen (Mehr-Generationen-Wohnungen), Altenwohngemeinschaften sowie Eigentümer- und Mietergemeinschaften. Ziele der kommunitären Wohnformen sind, neben einer altengerechten Ausstattung, auch Förderung der sozialen Kontakte und der sozialen Unterstützung innerhalb der Generationen. Bezüglich der Wohnbedürfnisse älterer Menschen geht es nicht nur um Sicherheit und Barrierefreiheit, sondern auch um Möglichkeiten zur aktiven Lebensgestaltung und damit zur Förderung der individuellen Ressourcen des Einzelnen (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 25 f.).

#### 3.3.1 „Ich musste umziehen, habe hier wieder meine ‚eigenen vier Wände‘, bin aber nicht mehr einsam“ – zur Bedeutung des integrierten Wohnens (Mehr-Generationen-Wohnen)

Das Interesse am integrierten Wohnen ist bei vielen älteren Menschen vorhanden und wird weiter zunehmen. Bereits seit den 80-er Jahren gibt es in Deutschland, aufgrund von Erfahrungen in den Niederlanden und Dänemark, integrierte Wohnformen. Inzwischen finden diese, als „Mehr-Generationen-Einrichtungen“, weiter Beachtung. Ältere Menschen werden den Ausbau dieser Wohnformen anstoßen und vermehrt nützen.

Dies bezieht sich jedoch weniger auf das Mehr-Generationen-Wohnen in der Familie, sondern auf das in der Nachbarschaft. Der eigene Haushalt bedeutet Freiheit und Autonomie und ist keinesfalls als Abspaltung von der Familie zu sehen. Zudem darf ein „Ein-Generationen-Haushalt“, wie auch der „Ein-Personen-

Haushalt“, nicht mit Isolation gleichgesetzt werden (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 3/1999, S. 4).

„Ich bin froh, dass ich hier bin“, betont Fr. L. im Artikel „Drei Generationen samt mehrere Hunde im sorgfältig geplanten Mehrfamilienhaus“ der Stuttgarter Nachrichten vom 9.3.1996. Weiter berichtet sie, dass sie ihr großes Haus nicht mehr führen konnte: „Ich brauchte immer Menschen, die mir helfen und die ich bezahlen musste. Ich fühle mich wohl. Heimweh werde ich nicht bekommen. denn hier – mit den Studenten, den Kindern und den Hunden – ist immer Leben.“

Integriertes Wohnen ist darauf ausgerichtet, Menschen unterschiedlicher Generationen, Familien, Singles und ausländische Mitbürger zusammenzuführen. Alle Beteiligten sollen mit ihren unterschiedlichen individuellen Kompetenzen und in ihrer jeweiligen Lebenslage informelle Kontakte und Unterstützung untereinander fördern. Jede der an einem integrierten Wohnprojekt teilnehmenden Personengruppen bewohnt eine individuelle, den jeweiligen Bedürfnissen angepasste Wohnung. Gemeinschaftsräume bilden „das Bindeglied, um nachbarschaftliche und quartierbezogene Netzwerke zu aktivieren.“ (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 27)

#### Ziele integrierter Wohnformen:

- Förderung der selbständigen Lebensführung;
- Integration in das soziale Umfeld;
- Auf- und Ausbau intergenerationaler Kontakte;
- Sicherstellung der Versorgung im Notfall.

Auch hier klaffen jedoch vielfach Anspruch und Wirklichkeit auseinander. Probleme gibt es insbesondere durch Planungsfehler baulicher Art. Daneben wird auch die Tragfähigkeit der sozialen Netzwerke überschätzt. Damit sind auch externe Ressourcen gemeint, auf welche aber die Person zurückgreifen kann bei der Auseinandersetzung mit Umweltfaktoren (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 27).

### **3.3.2 „Cool, unsere WG“ – Bedeutung der Altenwohngemeinschaft**

Altenwohngemeinschaften, als weitere komunitäre Wohnform, könnten auch eine zukunftsfähige Alternative im Bereich der Wohnformen im Alter sein.

Diese Wohngemeinschaften werden vor allem durch die „jungen Alten“ gegründet mit dem Ziel, in einer gemeinsamen Wohneinheit, mit individuellen Rückzugsmöglichkeiten, zu leben und zu wirtschaften. Dabei sollen die Mitbewohner sich nach Kräften und Kompetenzen gegenseitig unterstützen.

Wohngemeinschaften erfordern ein hohes Maß an Kompromissbereitschaft aller Mitglieder für ein weitgehend konfliktarmes Zusammenleben. Werden bei einzelnen Mitbewohnern aufgrund einer zunehmenden Pflegebedürftigkeit die Grenzen der Selbsthilfe erreicht, kann auch bei dieser Wohnform ein weiterer Umzug für den Betroffenen unumgänglich sein.

Allerdings gibt es auch schon Wohngemeinschaften, die den Pflege- und Betreuungsaspekt von Anfang an mit einbeziehen. Professionell Pflegende leben mit „alten Menschen“ unter einem Dach. Dadurch werden Vorteile einer Mehr-Generationen-Einrichtung mit denen des betreuten Wohnens verknüpft (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 26).

### 3.4 „Kommt denn bald das Abendessen“ – ausgewählte Lösungsansätze zur Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität in institutionellen Einrichtungen der Altenhilfe

Einen gravierenden Einschnitt im Leben von Menschen bedeutet der Umzug in ein Alten- oder Pflegeheim. Da es nicht nur „alte“ pflegebedürftige Menschen in diesen Einrichtungen gibt, sind damit alle Pflugesuchenden gemeint.

Meist sind Übersiedlungen ins Heim nicht vorsorglich und bewusst geplant, sondern resultieren aus einer Notfallsituation. Viele Menschen müssen direkt im Anschluss an einen Krankenhaus- oder Rehabilitationsaufenthalt in eine Institution der stationären Altenhilfe umziehen. Andere bleiben im Rahmen einer eigentlich geplanten Kurzzeitpflege stationär.

Menschen werden in solchen Einrichtungen oft mit enormen Herausforderungen konfrontiert, die wie schon erwähnt zu einer Lebenskrise führen können. Eine wesentliche Herausforderung, die es bei einer Heimeinweisung zu bewältigen gilt, besteht darin, dass Menschen versuchen, auch in einem Heim *„ein adäquates Maß an Selbständigkeit, Privatheit, Aktivität und persönlicher Kontrolle (aufrecht) zu erhalten.“* (Reichert, Saup 1996, S. 17) Wie schwer dies ist, bekommt Hr. Blum, im einleitenden Dialog, gleich am ersten Tag zu spüren.

Empirische Studien haben gezeigt, dass aufgrund von körperlichen und/oder geistigen Kompetenzverlusten sich der Alltag in der stationären Altenhilfe auf das Zimmer bezieht. „Der Alltag des Menschen wird zu einem Zimmeralltag“ und spielt im Hinblick auf die Lebensbedingungen eine Schlüsselrolle. Um die Bedeutung dieses Zimmeralltags bezüglich des Wohlbefindens und der Zufriedenheit zu verstehen soll auf die umweltpsychologischen Konzepte „Territorialität“ und „Privatheit“ eingegangen werden.

*„Unter Territorialität wird dabei nicht nur die Verfügbarkeit und das Nutzungsrecht über einen abgegrenzten Raum, sondern auch durch die Möglichkeiten der Zugangskontrolle und der persönlichen Gestaltung (z. B. Möblieren) dieses Raumes verstanden.“* (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 17)

Nur die Verfügbarkeit über ein Territorium – beispielsweise das eigene Zimmer – ist eine Regulierung der „Privatheit“ möglich, indem selbst bestimmt werden kann, wer wann und wozu im Zimmer sein darf. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber in Anbetracht der Realität im Heimalltag muss dies wohl Beachtung finden. Räumlich-soziale Umwelthanforderung haben einen entscheidenden Einfluss auf Wohn- und Lebensqualität der Bewohner (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 17).

„Ein langer Gang, am Ende des langen Ganges finden Sie Toiletten, die Gardarobe, das Billiardzimmer“, erklärt die Leiterin Herrn Blum am Tag der Heimeinweisung. Dass die krankenhaushähnliche Wohnsituation in vielen Institutionen der Altenhilfe wenig zur „Passung“ beiträgt, wird inzwischen zur Kenntnis genommen. Verschiedene Wissenschaftsbereiche sowie die Altenhilfe und Sozialplanung befassen sich mit den Umwelthanforderungen an diese Einrichtungen. Lösungsvorschläge reichen dabei von architektonischen Veränderungen – „makro- und mikroökologische Ansätze“ – bis hin zu Modifikation der umweltbezogenen Handlung – „verhaltensmodifizierende Ansätze“.



### Makroökologische Ansätze:

Hier sind grundlegende Veränderungen räumlicher und organisatorischer Strukturen in Alten- und Pflegeheimen gemeint. Gestaltungsvorstellungen müssen schon im Planungsstadium bei Neu- und Umbau von Heimen berücksichtigt werden. Dabei liegt das „Wohn- und Pflegegruppenkonzept“ zugrunde.

Beispiele makroökologischer Ansätze:

- Schaffung von räumlichen Organisationsstrukturen, die sich nicht mehr am „Leitbild“ Krankenhaus orientieren.
- Altenhilfeeinrichtungen sollen nicht mehr nach Altenwohnheim, Altenheim und Pflegeheim getrennt werden. Wohn- und Pflegebereich sind nicht mehr räumlich getrennt, sondern es werden Wohn- und Pflegegruppen gebildet. In einer Wohngruppe leben sechs bis zehn Personen. Pflege, Wohnlichkeit und soziale Kontakte stehen dabei gleichermaßen im Mittelpunkt.
- Aktivierungs- und freizeitbezogene Angebote werden direkt in die Wohnbereiche integriert und nicht in den Eingangsbereich verlagert.
- Schaffung von Wohn-Essräumen mit Bewohnerküche sowie überschaubare „Wohnflure“ als vielseitig nutzbare Aufenthaltsräume, die den Bewohnern eine Vielfalt an Wohnaktivitäten ermöglichen (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 28 f.).

### Mikroökologische Ansätze:

Diese setzen an bestehenden umweltbezogenen Problemsituationen der Heime an und beziehen sich auf die Veränderungen der Altenheimwelt im „kleinräumlichen Maßstab“. Dadurch kann in bestehenden „krankenhausähnlichen“ Altenheimen eine Verbesserung der Wohnqualität erreicht werden. Mikroökologische Ansätze im „kleinräumlichen Bereich“, beispielsweise eine anregende Umgebung, können das psychische und physische Wohlbefinden entscheidend beeinflussen. Eine anregende Umgebung *“kann durch Strukturen der Wohn- und Lebenswelt, welche Qualitäten wie Neuartigkeit, Überraschungswert, Komplexität und Konflikthaltigkeit haben, erreicht werden.“* Reichert, Saup 1996, S. 29 f.)

Dabei sollen Erfahrungsfelder der Bewohner zugrunde gelegt werden, die eng mit der jeweiligen Biografie verbunden sind. Es geht insbesondere um die Gestaltung der öffentlichen und halböffentlichen Wohnräume, die an die Privatzimmer der Bewohner angrenzen. Der räumlich-materielle Anregungsgehalt kann beispielsweise gesteigert werden durch:

- Fotos, Bildcollagen, Gegenstände, die einen Bezug zu den jeweiligen Bewohnern haben und für sie von Bedeutung sind;
- Ganzkörperspiegel, große sichtbare Uhren und Kalender.

So könnte eine gelungene räumlich-materielle Anregungskonstellation nicht nur zur Aktivierung beitragen, sondern auch die Orientierung erleichtern (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 29 f.).

### Verhaltensmodifizierte Ansätze:

Es geht dabei darum, eine Optimierung der Wohnsituation zu erreichen durch Veränderung der Raumnutzung und des raumbezogenen Sozialverhaltens der Nutzer.

*„Einfluss-, Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten stellen wahrscheinlich einen Puffer gegen Apathie und Passivität von Heimbewohnern dar. Dabei geht es nicht nur um die Ausdehnung von Handlungsspielräumen im Heim, sondern auch um die Erweiterung von Entscheidungs- und Wahlmöglichkeiten im Hinblick auf Umwelt- und Situationsbedingungen.“ (Reichert, Saup 1996, S. 30)*

Dazu gehören beispielsweise:

- Möglichkeiten zur räumlichen Kontrolle. Dies kann erreicht werden, wenn die Bewohner eigene Zimmer- und Hausschlüssel bekommen.
- Schaffung einer individuellen Wohnumwelt, orientiert an den Wünschen und Bedürfnissen der Bewohner möglichst im Einzelzimmer.
- Bei Doppel- oder Mehrbettzimmern müssen durch Schränke oder Vorhänge Rückzugsmöglichkeiten geschaffen werden.

Viele dieser Vorschläge sind Selbstverständlichkeiten. Allerdings soll durch die Aufzählung dieser Verbesserungsvorschläge aufgezeigt werden, dass das Selbstverständliche in der stationären Altenhilfe keineswegs zum Alltag gehört. Es ist unfassbar, dass man vielen Menschen in solchen Einrichtungen immer noch solche unmenschlichen Lebens- und Wohnbedingungen zumutet (vgl. Reichert, Saup 1996, S. 30).

Betrachtet man abschließend die beschriebenen Wohnformen bezüglich des ökologischen Modells der Handlungsanforderungen, so kann man feststellen, dass für eventuell auftretende Probleme neben individuellen Merkmalen des (älteren) Menschen (z. B. eingeschränkte Ressourcen, Copingverhalten) auch Stressoren in der Umwelt (Wohnwelt) verantwortlich sind.

Saup sieht zwei unterschiedliche Ansätze zur Belastungsprävention im Wohnbereich:

- Maßnahmen zur Reduktion von Umweltstressoren und die Erweiterung von faktischen Handlungsspielräumen im Wohnbereich.
- Maßnahmen, die zur Erhaltung und Steigerung sowie zur größeren Verfügbarkeit und intensiver Nutzung individueller Ressourcen und zur Verbesserung des Bewältigungsverhaltens beitragen (vgl. Saup 1993, S. 119).

Ein wichtiger Schritt zur Belastungsprävention im Wohnbereich und zur Reduktion von Umweltstressoren liegt darin, dass ältere Menschen es zunehmend mehr in die Hand nehmen, wie sie wohnen und leben möchten: *„Selbständig, aber nicht allein, unabhängig, aber mit Verantwortung für Andere, Hilfe im Notfall, aber nicht ‚rundherum‘ versorgt, auch beim Wohnen im Interesse eigener Bedürfnisse (z. B. nach einem wärmerem Klima) flexibel zu sein, ohne das ‚eigene Zuhause‘ aufzugeben.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001, S. 252)*

Auch bei einigen dieser Wohnformen wurden Maßnahmen zur Belastungsprävention berücksichtigt und dabei versucht Umweltstressoren zu reduzieren. Dies könnte eine wichtige Voraussetzung für ein lebenswertes Wohnen nicht nur im Alter sein.

## 4 EINSCHÄTZUNG UND AUSBLICK

Nach vielen, oft negativen Erfahrungen bezüglich der Lebens- und Wohnsituation von Menschen in der stationären Altenhilfe, die ich während meiner Arbeit in



Abb. 2: Quelle: Brauchbar, Heer 1993, S.9

Heimen in Deutschland und der Schweiz habe machen müssen, würde ich mir wünschen, dass auch bei mir, wenn ich in den Spiegel schaue, das „Unglaubliche passiert“.

Anbetracht der doch zum Teil erschreckenden Zustände in Einrichtungen der stationären Altenhilfe wünscht man sich, niemals alt oder gar pflegebedürftig zu werden.

Hoffnungsvoll sind die statistischen Angaben, dass „nur ein kleiner Anteil“ von Menschen mit diesen Erfahrungen konfrontiert wird und dass der große Teil älterer Menschen im eigenen Wohnumfeld sein kann. Ob die Situation älterer Menschen isoliert oder im Kreise der Familie besser ist, bleibt dahingestellt.

Allerdings haben alle Menschen, insbesondere auch in Alten- und Pflegeheimen, ein Anrecht auf eine entsprechende Wohn- und damit Lebensqualität. Es darf nicht sein, dass Menschen aufgrund von Kompetenz- und Fähigkeitsverlusten, nach dem Motto „satt, sauber, trocken“, in seelenlosen Verwahranstalten untergebracht werden. Angesichts dieser oft „menschenunwürdigen“ Zustände muss man sich in unserer zivilisierten Gesellschaft fragen, welches Altersbild ihr zugrunde liegt.

„Alt sein“ ist nämlich kein Problem. Allerdings werden in der Öffentlichkeit unentwegt Probleme „des Altern und der Alten“ thematisiert. Deshalb werden die Chancen, die dieser Lebensabschnitt zu bieten hat – häufig auch aus Ignoranz und der Angst vor dem eigenen Alter – verdrängt und nicht bewusst registriert.

Der alte Mensch sollte nicht nur „als Patient“ oder als ein „zu finanzierendes Mitglied“ der Gesellschaft abgestempelt werden, sondern als gleichberechtigtes Gegenüber. Dazu muss ein neues Altersverständnis nicht nur auf dem Papier, sondern in den Köpfen und Herzen der Menschen unserer Gesellschaft wachsen und diese bestimmen. Dem alten Menschen als selbstbestimmte, selbständige und gleichberechtigte Person kann man nur begegnen, wenn man sich bemüht, ihn und seine Welt kennen und verstehen zu lernen.

Mit dem Bewusstsein, dass die ältere Generation für unsere gesellschaftliche Entwicklung absolut wichtig und notwendig ist, wird sich dann über das Altersverständnis auch das Altersbild wandeln.

Vielleicht kann über dieses Altersverständnis erreicht werden, dass man zusammen mit betroffenen Menschen, gerade auch mit eingeschränkten Fähigkeiten, ein lebens- und überlebenswertes Umfeld gestaltet, welches dann für den Einzel-

nen zu einer Ressource werden kann. Biografiearbeit und eine offene, zugewandte Art der Menschen im umgebenden sozialen Netzwerk gewinnen hier eine zentrale Bedeutung.

Das „ökologische Modell des Alters“ hat ganz deutlich aufgezeigt, dass die räumlich-soziale Umwelt neben den individuellen Handlungsmöglichkeiten des einzelnen Menschen wesentlich zu einer positiven „Adaption“ an eine bestimmte Situation beiträgt. Die daraus entstehenden positiven Emotionen resultieren aus dem Wohlbefinden und der Leistungsfähigkeit eines Menschen. Es wurde aufgezeigt, dass auch kleinste Stimuli im räumlich-sozialen Umfeld eine positive Auswirkung auf das Wohlbefinden und damit die Lebensqualität haben.

In einer zukunftsfähigen Wohnform müsste das generations- und nationenübergreifende Zusammenleben im Mittelpunkt stehen. Gerade in den Mehr-Generationen-Einrichtungen liegt meines Erachtens die Chance, dass einerseits die Privatsphäre mit genügend Rückzugsmöglichkeiten gewährt ist, andererseits die unterschiedlichen Kompetenzen der darin lebenden Personengruppen füreinander und miteinander ausgeschöpft werden könnten.

Da auch die finanziellen Möglichkeiten des Sozialstaates nahezu erschöpft sind und Leistungen gekürzt werden oder ganz wegfallen, müssen alternative Wohnformen darauf ausgerichtet sein, auch hier Kompensationsleistungen zu erbringen.

Gemeint ist damit, dass neben den sozialen auch die beruflichen Kompetenzen der Mitglieder innerhalb der Einrichtung genutzt werden. Inwieweit diese Wohnformen dann funktionieren, liegt an den einzelnen Mitgliedern. Sicherlich wird es zu Konflikten kommen, vielleicht auch zur Überforderung von einzelnen Mitgliedern aufgrund der Belastungen, neben Familie und Beruf auch noch die Aufgaben im räumlich-sozialen Umfeld zu erfüllen. Allerdings scheint es derzeit nur wenige zukunftsfähige Alternativen zu geben. Bleibt zu wünschen, dass die „jungen“ Alten weiter kreativ sind und geeignete Wohnkonzepte entwickeln, mit dem Ziel, dass Wohnen auch im Alter stets ein Ort der Geborgenheit und der Vertrautheit bleibt, ein Ort, an dem man verwurzelt ist.

---

## 5 LITERATURVERZEICHNIS

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation. Berlin 2001
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Newsletter Selbstbestimmt Wohnen im Alter. Bonn 3/1999
- Brauchbar, M., Heer, H.: Zukunft Alter. Herausforderung und Wagnis. München, Artemis und Winkler 1993
- Mayring, P., Saup, W. (Hrsg.): Entwicklungsprozesse im Alter. Stuttgart, Berlin, Köln, Kohlhammer 1990
- Oelke, U., Scheller, I., Ruwe, G.: Tabuthemen als Gegenstand szenischen Lernens in der Pflege. Theorie und Praxis eines neuen pflegedidaktischen Ansatzes. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle, Verlag Hans Huber 2000
- Reichert, M., Saup, W.: Die Kreise werden enger. Wohnen und Alltag im Alter. In: Funkkolleg Altern, Studienbrief 14. Deutsches Institut für Fernstudienforschung. Tübingen, DIFF 1996
- Saup, Winfried: Alter und Umwelt. Eine Einführung in die Ökologische Gerontologie. Stuttgart, Berlin, Köln, Kohlhammer 1993
- Statistisches Bundesamt. Mitteilungen für die Presse. [WWW document]. URL: <http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2001/p3530221.htm>. Version und Datum: 02.12.2002, 14.30 Uhr.